

Gewollter Kontrollverlust

KUNST Mit „Reflexzone“ verwandelt Philipp Fürhofer den Kunstverein Augsburg in ein Kabinett theatralisch inszenierter Täuschung – in der Rolle des zynischen Verführers

VON ANNEGRET ERHARD

Picobello ist es in der Augsburger Unterstadt, im Lechviertel, in dem einst die Handwerker, die einfachen Leute lebten. Im Schatten der Patrizierhäuser der geld- und kunstsinnigen Welser und Fugger, die hoch über ihren Dächern die grandiose Maximilianstraße säumten. Die Stadt verweist gern auf ihre einstige Weltgeltung, besinnt sich auch ihrer berühmten Söhne, sofern dies ihrem Ansehen dient. Und der Belebung urbaner Sitten und Gebräuche. Jene folgt freilich in der Oberstadt dem allerorten ehernen Gesetz der Abfolge von Imbissen, Cafés und Kettenläden.

In der Unterstadt, zwischen den hübsch herausgeputzten Häuschen an winzigen baumbestanden Plätzen und dem sanft plätschernden Kanal, ist der Augsburger Kunstverein im Haus von Hans Holbein d. Ä. (sein Sohn, der spätere Hofmaler Heinrichs VIII., wurde hier geboren) inhaltlich ein Kontrapunkt. Er versucht, sich gegen die allgegenwärtige Kompati-

Philipp Fürhofer spielt mit präzisiertem Einsatz die Karte der Illusion

bilität von Bequemlichkeit und geräuschlosem Mittelmaß zu stemmen. Derzeit mit Arbeiten des vor 34 Jahren in Augsburg geborenen Philipp Fürhofer. Das ist ungewöhnlich, weil hier in der Regel auswärtige Künstler vorgestellt werden – und ihre mal interessanten, mal überraschenden, mal unerschrockenen Positionen; wohl um nicht in den Geruch eines Heimatvereins zu geraten.

Für seine Präsentation hat der seit seinem Akademiestudium in Berlin lebende Fürhofer eine Rauminstallation geschaffen, die den modernen Glasanbau des Hauses, eine Art Gartensaal, in ein Kabinett der theatralisch inszenierten Täuschung verwandelt. Vor den hohen Glasfenstern stehen monumentale Acrylkästen, bemalt und befüllt mit Leuchtröhren, Glühbirnen, Kabelgewirr. Breite, an den tiefseebenen Wänden angebrachte Spiegelfolien reflektieren und facettieren den Raum, verzerren und filtern. Getaktet aufleuchtendes Kunstlicht und das sich in den Saal ergießende Tageslicht verbinden Struktur mit Zufall.

Der Betrachter ist unverzichtbarer, möglicherweise auch irritierter Teil dieser vielschichtigen „Reflexzone“ (so der mehrdeutige Titel der Ausstellung). Der hier vorgetragene souverän-

virtuose Umgang mit szenischer Raumwirkung und Lichtregie verweist auf Fürhofers Tätigkeit als Bühnen- und Kostümbildner für große internationale Opernproduktionen.

In jüngerer Zeit interessiert ihn im Rahmen seiner bildnerischen Arbeiten die, wie er sagt, „Pathetisierung von Kör-

perlichkeit“. Die erreicht er beispielsweise, indem er hinter die Kante einer gewölbten Acrylglasplatte Wäschefetzen verknäult, deren Textur sich fast Übergangslos mit der groß und hyperrealistisch auf das Glas gemalten Männerhand verbindet; ein Gegengewicht bildet der wiederum hinter das Glas mon-

tierte Ausriss eines gedruckten Bühnenbilds zum „Tristan“; Tropfenbahnen der dünnflüssig aufgetragenen Farbe bahnen sich auf der gekrümmten Scheibe ihren Weg und beleben den gewollten Kontrollverlust („Self Status“).

Auf der Wandarbeit daneben zerstört ein Kabelgestrüpp, das hinter dem in Grisaille-Manier gemalten Rücken-Schulter-Detail eines Männerakts hervorquillt, das kontemplative Idyll. Fürhofer greift so Gesten der Romantik auf und huldigt (in Kombination mit einer Vielzahl von Querverweisen zu Wagner, zur mythenbewehrten Oper überhaupt, zur Scheinarchitektur des Barock) vor allem dem Fragment.

Im Obergeschoss dann, in abgedunkelten (für diese Arbeiten viel zu niedrigen) Räumen, die Leuchtkästen: Im Licht-an-Licht-Modus wird der Betrachter von der malerischen Oberfläche (Licht aus) in eine dreidimensionale, bisweilen mystisch anmutende Szenerie (Licht an) mit trivialem Gerät wie Styropor, Plastiktüten, Elektroschrott und Billigkrempele katapultiert. Das gemalte figurative Motiv verblasst, sobald das Innere des Objektkastens erstrahlt und Rätsel aufgibt. Die Schaltung ist kurz getaktet, das Hin und Her reizt und schärft die Wahrnehmung.

Ein als Welle stilisierter großer Objektkasten (auf den beiden blau und grün schimmernden Oberflächen Porträts, Architekturdetails, ein Wasserfall und ein Regenbogen) beinhaltet neben den LED-Röhren ein hermetisches System von Kabeln, gleichgeschaltet und unentrinnbar verbunden.

Jenseits des Titels „Gold im Fluss“, der auf Richard Wagners „Rheingold“ verweist und damit auf den stets desaströsen Kampf um Macht und Liebe, könnte das komplexe Konstrukt eine Metapher zur Quintessenz der menschlichen Existenz sein. Die Illustration einer funktional verketteten, physischen Abhängigkeit, verquickt mit einem idyllisch banalen Gewirr von Bildern (und Informationen) als Ersatz für die Wahrnehmung der eigenen Körperlichkeit?

Philipp Fürhofer spielt mit präzisiertem Einsatz die Karte der Illusion und übernimmt dabei die Rolle des präpotenten, gar zynischen Verführers. Doch mit der Offenlegung seiner Strategie besänftigt er den Betrachter. Er gewährt (seitlichen) Einblick in das schroff zusammengewürfelte Innenleben seiner Erzählpakete. Aus der perfekten Illusion wird ein irritierendes – schon auch ironisches – Bekenntnis zur Wahrhaftigkeit.

■ Bis 13. Oktober, Kunstverein Augsburg, Augsburg



Virtuose Lichtregie: Installationsansicht von Philipp Fürhofers „Reflexzone“ im Kunstverein Augsburg Foto: Kunstverein Augsburg

Ein intelligenter Seiltänzer

NACHRUH Hermann Kant, ehemaliger Präsident des DDR-Schriftstellerverbandes, ist 90-jährig gestorben. Wenige haben ihn geliebt, viele mit ihm abgerechnet. Auch Respekt ist geblieben



Hermann Kant, 2001 Foto: Rolf Zöllner

Die Tageszeitung *Neues Deutschland* erfuhr am Sonntagmorgen „aus privatem Umfeld“ zuerst vom Tod des Schriftstellers Hermann Kant. Im mecklenburgischen Neustrelitz verstarb er zwei Monate nach seinem 90. Geburtstag in einem Krankenhaus. In der Region lebte der langjährige Präsident des DDR-Schriftstellerverbandes seit mehr als 20 Jahren zurückgezogen. Zu einem kritischen Epilog auf jene „Sache“, der er gedient hatte und die in der korrupten Ausprägung als sowjetisch beherrschtes sozialistisches Weltssystem 1990 scheiterte, war er nicht mehr fähig.

„Das Beste an der DDR war der Traum, den wir von ihr hatten“, resümierte Kant vor drei Jahren gegenüber seiner Biografin Linde Salber. Diesen Traum aber haben nicht nur andere verraten. Im real existierenden Sozialismus verlor der hochbegabte Meister des Wortes selber seine anfänglich wach beobachtende kritische Distanz, schmälerte in Nibelungentreue zu einem System der Epigonen seinen möglichen literarischen Rang.

Hat seine frühe Anerkennung diese Bindung möglicherweise zu einer Verpflichtung gesteigert? Der Zweite Weltkrieg und seine Folgen ließen die Talente des 1944 zum Kriegsdienst Einbezogenen erst spät zur Entfaltung gelangen. Nach vier Jahren Gefangenschaft in Polen begann der gelernte Elektriker seine Ausbildung an der sogenannten Arbeiter- und Bauern-Fakultät, schloss mit 30 Jahren sein Germanistikstudium an der Berliner Humboldt-Uni ab.

Dieses Bildungsmilieu der frühen DDR, das sowohl Chancengleichheit für die „werkstätigen Schichten“ herstellen als auch systemtreue neue Eliten heranzubilden sollte, prägt Kants berühmtesten Roman „Die Aula“. In 15 Sprachen übersetzt, war er auch in der westdeutschen Bundesrepublik Schulstoff.

Zwischen 1962 und 1967 hatte der relativ junge Autor schon vier renommierte Literaturpreise der DDR erhalten. Das im gleichen Jahr erschienene Schriftstellerlexikon bescheinigt ihm „geschliffene Feuilletons“ und die Fähigkeit, „oft mit Heiterkeit und Ironie die Wandlung von Menschen unserer Zeit durch eine Fülle fabulierfreudig dargebotener Geschichten und Anekdoten darzustellen“.

Kant wurde in der DDR nicht nur pflichtgemäß gelesen. Neben der „Aula“ zählen „Das Impressum“ und „Der Aufenthalt“ zu seinen Spitzenwerken. Obschon die Sujets Gegenwartsstoffe und neueste Geschichte aufgriffen, spielte der Autor auch gern mit „ältlichen Wendungen“.

Spielräume aufgeben

Als Spieler, ja als Seiltänzer haben ihn schon DDR-Zeitgenossen und vor allem Biografen und Feuilletonisten der Nachwendzeit angesehen. Eine Frage nach den Spielräumen, die man als getreuer SED-Parteisoldat und ab 1978 als Präsident des Schriftstellerverbandes nutzen konnte, Räume, die Kant in seinen Funktionen aber auch aufgab. Und Kant war kein Opportunist. Den Tiefpunkt markierte drei Jahre nach der Ausbürgerung des Liedermachers Wolf Biermann der spektakuläre Ausschluss von neun prominenten Schriftstellern aus dem Schriftstellerverband im Jahr 1979. Die Einheitspartei hatte zuvor massiven Druck auch auf die abstimmen Kollegen ausgeübt. Unter dem Decknamen „Martin“ soll Kant außerdem Informeller Mitarbeiter der Staatssicherheit gewesen sein, nicht ungewöhnlich für DDR-Verhältnisse.

Wenige haben ihn geliebt, viele haben mit ihm nach 1990 abgerechnet, aber ein gewisser Respekt ist ebenfalls geblieben. Sowohl vor einem scharfsichtigen Intellektuellen als auch vor einem Mann, der anscheinend unbeirrt einer Weltverbesserungsidee folgte, als sie sich längst schon pervertierte. Wie es der Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki formulierte: „Dieser Schriftsteller war und ist ein harter und intelligenter Gegner unserer westlichen Welt. Zur Herzlichkeit haben wir wahrlich wenig Grund. Aber doch zu einer knappen, respektvollen Verneigung.“ **MICHAEL BARTSCH**

UNTERM STRICH

Seine MTV-Plakatkampagne aus den 1990ern ist legendär: Junge Menschen schauen provokant in die Kamera, auf den Schwarz-Weiß-Aufnahmen prangen Zeichnungen wie „Miststück“ oder „Egoist“. Nun ist der **Fotograf Daniel Josefsohn gestorben**, am Samstagmorgen mit 54 Jahren in Berlin. Die Todesursache ist noch unklar. Josefsohn war seit einem Schlaganfall 2012 halbseitig gelähmt. Von 2010 an war er für zwei Jahre Kreativdirektor der Berliner

Volksbühne. Von 2014 an dokumentierte der Künstler für das *Zeit-Magazin* gemeinsam mit seiner Freundin ein Jahr lang in einer Fotokolumne sein Leben vor und nach dem Hirnschlag. Die Nachricht vom Tod Josefsohns löste Betroffenheit und Trauer aus – nicht zuletzt bei der **Ruhrtriennale**. Josefsohn hatte dort für die gerade gestartete Saison einen Meisterkurs für junge FotografInnen gegeben. Die Werke, die er selber für das Projekt „Bude Bett Bargeld“

fotografierte, sind die letzten, die er vor seinem Tod realisieren konnte. „Daniel Josefsohn war ein Unikum“, resümiert Vasco Boenisch, Dramaturg der Ruhrtriennale. „Er war leidenschaftlich, gewitzt, manchmal hintersinnig, manchmal plakativ, immer auf den Punkt. Manchmal auch plakativ bis an die Schmerzgrenze.“ Josefsohn habe es verstanden wie kein Zweiter, die ästhetischen Ideale von Pop und Politik leichtfüßig-bissig zu vereinen, so Bo-

nisch. Die Lücke, die sein früherer Tod reiße, sei unermesslich: „Zu speziell waren seine Bildideen, zu liebenswürdig war er selber, der Kindskopf, Visionär, Weltklassefotograf. Die Fotografie und die Welt, sie sind ohne ihn langweiliger, erwartbarer, angepasster.“

Auch der britische **Schauspieler Kenny Baker**, der in den meisten „Star Wars“-Filmen den exzentrischen Roboter **R2-D2** spielte, ist am **Samstag gestorben**. Der kleinwü-

chtige Schauspieler hatte schon seit Jahren an Atemwegsproblemen gelitten. „Er hat den Menschen viel Freude gegeben, und wir werden die Tatsache feiern, dass er in der ganzen Welt geliebt wurde“, sagte Bakers Nichte Abigail Shield der britischen Zeitung *The Guardian*. Und: „Wir sind alle sehr stolz auf sein Lebenswerk.“ Der ein Meter und elf Zentimeter große Baker spielte den stets pfeifenden und summen Androiden R2-D2 im ersten „Star Wars“-Film von 1977

sowie in fünf weiteren Folgen. Außer in „Star Wars“ spielte er in anderen Kultfilmen der 1980er Jahre, darunter „Time Bandits“ und „Flash Gordon“. Durch sein Mitwirken an der Weltraumsaga „Star Wars“ bekam Baker laut seiner Nichte „eine **andere Sicht auf seine Behinderung**“. Auch im Abspann der im vergangenen Jahr erschienenen siebten „Star Wars“-Episode wurde Bakers Name erwähnt, obwohl er den Roboter da schon nicht mehr spielen konnte.